

HERMANN VILLIGER

Sprachpflege nach heutigem Verständnis

Abstract

Wenn sprachpflegerische und sprachkritische Bemühungen einen spürbaren Einfluss auf den Sprachgebrauch der Gesellschaft ausüben sollen, dürfen die Vertreter der Sprachwissenschaft an den Universitäten und Instituten auf der einen Seite und auf der andern die glücklicherweise immer noch erfreulich große Zahl von Laien und Liebhabern der Sprache, die sich in „Sprachecken“ und „Sprachspalten“ von Zeitungen und Zeitschriften zum Wort melden, nicht länger gegeneinander arbeiten.

Dies tun sie aber bis jetzt in erschreckendem Ausmaß. Denn während die moderne Sprachwissenschaft tolerant und vorurteilslos den ständigen Wandel der Sprache kommentiert, verteidigt der Laienkritiker immer noch ein konservatives Sprachverständnis, für welches die Sprache der klassischen Literatur von Goethe bis Thomas Mann und des Bildungsbürgertums eine Art Denkmal ist, das vor Verschandelung geschützt werden muß. Die Sprachwissenschaft sollte demnach Mittel und Wege finden, um die Laien unter ihren Helfern zu einer positiven Einstellung zum Sprachwandel zu bekehren. Sie muss deren Freude an der Vielfalt der heutigen mündlichen und schriftlichen Textsorten wecken und ihnen die Augen öffnen für die erstaunliche Kreativität und den spielerischen Umgang mit Sprache, wie sie beispielsweise in Reklamen, Wandsprüchen oder in Aufsätzen von Kindern der Gastarbeiter und Flüchtlinge zutage treten.

Ist es überhaupt sinnvoll, in bezug auf Sprache von Pflege zu sprechen? Die Frage ist nur zu berechtigt, denn unter Linguisten gehört es ja schon lange zum guten Ton, über den Ausdruck „Sprachpflege“ zu lächeln, und die in den späten sechziger Jahren gegründete „Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege“ des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim benannte sich später in „Kommission für Sprachentwicklung“ um. Im „Sprachreport“ konnte man zudem die doch etwas törichte Frage lesen, ob die Sprache denn krank sei, daß man sie pflegen müsse. Wie wenn „Pflege“ auf diesen engen Begriff gebracht werden könnte! So wenig wie seinerzeit der römische „agricola“ seinen Acker pflegen wir heute unsere Gärten, die Kulturgüter oder unser Image erst, wenn sie krank sind. „Pflege“ ist – möchte ich sagen – ein königlicher Begriff, aber er muß so verstanden werden, wie er aus Adalbert Stifters Werk herausgelesen werden kann, vor allem aus der „Mappe meines Urgrossvaters“: als Bemühen des Menschen, allem Seienden, dem Mitmenschen, den Tieren und Pflanzen, der Natur überhaupt, aber auch den Gütern der Kultur zur größtmöglichen Entfaltung der in ihnen liegenden Möglichkeiten zu verhelfen. Da nun die Sprache ja wohl das Kulturgut schlechthin ist, dürfte es uns auch in besonderem Masse angelegen sein, sie zu pflegen.

Wer aber pflegt denn die Sprache? Die Antwort versteht sich eigentlich von selbst: Jeder, der sich im Sinne von Stifters „Pflege“ um sie bemüht, der

Sprachforscher so gut wie der Schulmeister im Deutschunterricht. In dieser Betrachtung soll aber weder von jenem noch von diesem die Rede sein. Vielmehr geht es um jene weitzerstreute, erfreulich große Schar von Laien – Liebhabern und Freunden der Sprache –, denen die Sprache ein wertvolles Gut bedeutet und denen es nicht gleichgültig ist, wie man mit ihr umspringt. Sehen wir einmal von Publikationen in Buchform ab wie Ludwig Reiners' „Der sichere Weg zum guten Deutsch“ (1951) und Dolf Sternbergers „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“ (1957), so handelt es sich um jene, die in den „Sprachecken“ und „Sprachspalten“ unserer Zeitungen und Zeitschriften, aber auch in Form kleinerer Essays, ihre Beobachtungen und Gedanken zum heutigen Sprachgebrauch kundtun. Für schweizerische Verhältnisse etwa die durch viele Jahrgänge des „Nebelspaltes“ beibehaltene Rubrik „Sauber Wasser, sauber Wort“ oder die Aufsätze im „Folio“ der „Neuen Zürcher Zeitung“. Dieser Tatbestand ist einerseits hoch erfreulich, andererseits tief problematisch. Die Erfreulichkeit bedarf keines besonderen Kommentars, wohl aber die Problematik solcher Unternehmungen. Diese tritt sogleich ins hellste Licht, wenn wir uns überlegen, von welchen Vorstellungen sich der Sprachfreund leiten läßt, wenn er den heutigen Sprachgebrauch kritisiert. Für ihn gelten nämlich die folgenden Leitgedanken als unumstößliche Axiome:

1. Die Sprache ist nicht jenes vielgestaltige, wandelbare, widersprüchliche und inkonsequente Etwas, das wir zur täglichen Verständigung verwenden, sondern die in Grammatiken und Lexika kodifizierte Norm. Aus dieser Einstellung ergeben sich weitere Axiome:

- Wörter haben in der Regel nur eine „wahre“, „eigentliche“ Bedeutung.
- Die Bedeutung der Wörter ist kontextunabhängig.
- Es gibt eine 1-zu-1-Beziehung zwischen Sprache und Sachverhalt, zwischen den Wörtern einerseits und den Sachen und Begriffen andererseits.
- Von den grammatischen Varianten einer Sprachform ist nur eine „eigentlich“ richtig.

2. Das einzige wirklich „gute“ Deutsch ist die Literatursprache, die von Lessing, Goethe und Schiller begründet und vom Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts übernommen und – eben! – gepflegt wurde. „Gutes“ Deutsch hat sich überhaupt an literarische Vorbilder zu halten, die kanonisches Ansehen erreicht haben. Dasselbe scheint auch für „gutes“ Englisch zu gelten, denn in einem NZZ-„Folio“ des letzten Jahres konnte man lesen: „Die Amerikaner lieben also „activities“. Gutes Englisch sind sie nicht, weder Shakespeare noch Hemingway haben sie verwendet.“

Der die Sprache pflegende Laie mißachtet also die Vielzahl und Vielfalt der Sub-, Sonder- oder Teilnormen der Sprache, in denen sich die heutige pluralistische und mobile Gesellschaft spiegelt: die regionalen und sozialen wie die fach- und berufssprachlichen Varianten. Damit verkennt er aber auch

die entsprechende Vielfalt von Textsorten. Er beurteilt sprachliche Formen ausschliesslich nach den Kriterien „richtig/falsch“, bzw. „gut/schlecht“, statt sich an den für die Sprachpflege unentbehrlichen und zentralen Begriff der „Angemessenheit“ zu halten. So sind für ihn z.B. Wiederholungen in jedem Falle „schlechtes Deutsch“: Einer meiner Gymnasiasten hatte offenbar in der Grundschule einen solchen Sprachpfleger als Lehrer, denn in einem Aufsatz, in dem es einen physikalischen Versuch zu beschreiben galt, versuchte er die Wiederholung von „Wasser“ konsequent zu meiden, was zu der folgenden prächtigen Feststellung führte: „Dann tauchte der Kolben ins kühle Nass.“ Ebenso konsequent suchte ein anderer in einem Text über seine Mutter, der „Mutter“ auszuweichen, indem er beispielsweise von seiner „Erzeugerin“ schrieb. – Wie dienlich wäre es doch dem zukünftigen Arzt, Juristen oder Ingenieur, wenn man ihm schon im Gymnasium beibrächte, dass eines der Haupterfordernisse wissenschaftlicher Fachsprachen in der eindeutigen Zuordnung definierter Termini zu bestimmten Sachen und Sachverhalten besteht. Und wie dienlich wäre es dem künftigen Politiker, schon in der Schule den rhetorischen Effekt von Wiederholungen zu erproben.

Zurück zu den Textsorten: Von ihrer Vielfalt und dem stilistischen Grundsatz, sich im Rahmen der jeweiligen Textsorte angemessen auszudrücken, scheint der Verfasser des folgenden Satzes nichts gewusst zu haben: „Psychisch und physisch krank“ – das ist Augenwirmwarr, Zungenbrecher und schlechtes Deutsch in einem; krank an Leib und Seele, das wäre es!“ (NZZ-„Folio“)

3. Dieses Bildungsdeutsch, einmal geschaffen, ist ein Vermächtnis, das – wie ein Baudenkmal – vor dem Zerfall und der Verschandelung geschützt werden muss. Jede Veränderung der Sprache, jede Neuerung kommt einer Verschlechterung gleich, ob es sich um Flexionsformen, um Syntaktisches oder um Lexikalisches handle. Die Herkunft dieses Klischees ist bekannt: Es entspringt der allgemeinen Neigung des Menschen, auf Neuerungen, Veränderungen überhaupt, um so negativer zu reagieren, je älter er ist, gehe es nun um Kleidung und Frisur, Kunst oder die Sprache. Was die Sprache betrifft: Als ich das Gerede von den Abiturienten, die nach der Meinung vieler Hochschulprofessoren von Jahr zu Jahr schlechteres Deutsch schreiben, schliesslich einmal satt hatte, entschloss ich mich zu einer aufwendigen Untersuchung. Ich verglich je hundert nach statistischen Kriterien ausgewählte Abiturientenaufsätze, die zehn Jahre auseinanderlagen, auf Grund einer linguistisch ausgefeilten Fehlerklassifikation. Das Ergebnis: Die Abiturienten des neueren Jahrgangs schnitten etwas besser ab als ihre Kollegen zehn Jahre zuvor!

Zurück zu den Sprachpflegern! Da sie in der Regel eine besondere Vorliebe für die Etymologie und für Sprachgeschichte überhaupt bezeugen, ergibt sich in ihrer Haltung ein grotesker Widerspruch. Als Hüter des

kodifizierten Deutsch reagieren sie auf jede Veränderung mit Unmut; als Sprachhistoriker sind sie entzückt, wenn sie erfahren, woraus Wörter wie „Weichbild“ oder „Gelichter“ sich herleiten, und begeistern sich für die Verschiedenartigkeit des Alt- und des Mittelhochdeutschen.

Die traditionalistische Haltung des Sprachpflegers ist zudem meistens so affektbetont, dass gegen emotionell bedingte Urteile ein allfälliges besseres Wissen gar keine Chance hat. In der „Sprachecke“ der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ (6/75) konnte man beispielsweise lesen: „Einem trotzdem am Beginn des Nebensatzes steht also nichts im Wege. – Ich setze dieser Sachlage allerdings mein persönliches Trotzdem entgegen. Obgleich Wortgeschichte, Grammatik und Sprachgebrauch trotzdem in der unterordnenden Funktion gelten lassen, trete ich für eine (vielleicht etwas altväterisch anmutende) Aufgabenteilung ein: Trotzdem im Hauptsatz, obgleich u. Co. im Nebensatz.“

Ebenso problematisch wie die Grundvorstellungen davon, was Sprache sei, sind die Kriterien, nach denen der Sprachpfleger aus Liebhaberei seine Entscheide trifft.

Oberste Instanz ist für ihn das persönliche Sprachgefühl. Dabei zeigt sich sogleich ein weiterer Widerspruch: Obschon der Sprachpfleger in der Regel, wie bereits bemerkt, eine besondere Vorliebe für die Etymologie an den Tag legt, lässt ihn die Abneigung gegen diese und jene sprachliche Neuerung die Kriterien der Sprachgeschichte vergessen. Einige Beispiele: Er eifert gegen das meines Wissens aus Norddeutschland in südlichere Breiten vorgedrungene umgangssprachliche „alleine“ (für: „allein“), statt, wie er eigentlich müsste, sich über die Wiederaufnahme einer altherrwürdigen mittelhochdeutschen Form zu freuen. Er jammert über die Einbusse des Dativ-e, obwohl Schiller schon vor mehr als zweihundert Jahren schrieb: „Dem Mann kann geholfen werden.“ Er beklagt den überhandnehmenden Gebrauch von „weil“ als nebenordnende Konjunktion, ohne Rücksicht darauf, dass er bei einem Autor von unbestritten kanonischem Rang, bei Bert Brecht, häufig zu finden ist, ganz abgesehen vom mittelalterlichen „al diu wila“ mit Zweitstellung des konjugierten Verbs. Er ärgert sich über das modische „ins Haus stehen“, statt die Wiederbelebung einer alten astrologischen Vorstellung mit Genugtuung zu registrieren.

Nicht selten verleiten den Sprachpfleger seine mangelhaften grammatischen und sprachtheoretischen Kenntnisse zu vorschnellen Analogien. So konnte man im NZZ-„Folio“ vom September 1992 lesen: „Auf deutsch ist es nämlich schlicht falsch, von Aktivität einen Plural zu bilden. Auch Passivitäten kennen wir ja nicht, so wenig wie Fleisse oder Zörne.“ Der Verfasser dieser Zeilen scheint noch nie etwas davon gehört zu haben, daß die an sich nicht pluralfähigen Abstrakta zuweilen durch die Pluralform konkretisiert werden und zu den Gattungsnamen übertreten: Schon im Latein werden aus der Liebe (amor) Liebeslieder und Liebschaften (amo-

res). Ein Opfer vorschneller Analogie ist auch der Verfasser des folgenden Passus geworden: „Schlägt man im Duden z. B. unter „wünschbar“ nach, liest man „schweizerisch für wünschenswert“. Tatsächlich haben wir es hier mit einer schweizerischen Eigenart zu tun, nämlich der Gewohnheit, „wünschbar“ im Sinne von „erwünscht“ zu gebrauchen. Wie unrichtig das ist, sagt uns schon eine kurze Überlegung: Eigenschaftswörter, die aus einem Verb und der Endsilbe „-bar“ gebildet sind, besagen, dass das, was im Zeitwort ausgedrückt ist, getan werden kann. „Wünschbar“ wäre demnach gleichbedeutend mit „man kann es wünschen“. Aber wie steht es denn mit „haltbar“ und dem schweizerischen „fehlbar“? Zieht der Sprachpfeleger gegen seine Gewohnheit doch einmal die Sprachwissenschaft für seine Ausführungen bei, so beruft er sich meistens auf die in mancher Hinsicht doch recht problematische „inhaltbezogene Grammatik“ im Gefolge von Whorff und Weisgerber, indem er sprachliche Neuerungen nach Änderungen in der Haltung des Sprechers hinterfragt, die in den neuen Formen zum Ausdruck kommen oder sich verraten sollen: Wenn ich statt „einem Kollegen“ „einen“ rufe, so degradiere ich ihn „zum Objekt, zur Sache, über die verfügt wird“. O der bedauernswerte Kranke, den man pflegt, und der unglückliche Vater, den seine Kinder lieben! – Aus der gleichen Optik verunglimpft Dolf Sternberger „betreuen“ und „Betreuer“: „Die Betreuung ist diejenige Art von Terror, für die der Jemand – der Betreute – Dank schuldet.“ Man hüte sich also, wenn man nicht als Diktator im kleinen gelten will, auch davor, jemand(en) zu begleiten, zu belohnen, zu beraten oder zu beruhigen!

Außer von seinem Sprachgefühl lässt sich der Sprachpfeleger auch gern von seinem Schönheitssinn leiten. Texte, einzelne Sätze, besonders aber die einzelnen Wörter und grammatischen Formen haben „schön“ zu sein, und ein Wort ist um so schöner, je länger es im Gebrauch steht. Neue Wörter sind eo ipso hässlich, z. B. „in etwa“. Schöner sei, habe ich mir sagen lassen, „ungefähr“, noch schöner – das finden Sie doch auch? – ist „zirka“, besonders wenn es als „ca.“, „ça.“, „ca.“ ganze Abhandlungen dominiert. – Die starke Flexion – des Verbs so gut wie des Substantivs – ist schöner als die schwache. Wie hässlich klingt doch der Satz: „Das Programm wird über Satellit übertragen“! Und angeblich geht mit der Einbusse an Schönheit fast immer eine solche an Deutlichkeit und Verständlichkeit einher. Zugleich schöner, deutlicher und verständlicher ist also:

- Es wurden schon lange Kontakte gepflogen,
- Man weiss nicht, was Hussein dazu bewogen hat,
- er schämte sich seiner unbedachten Äusserung,
- in den Strassen Berlins als:

„gepflegt“, „bewegt“, „über seine Äusserung“, „in den Strassen von Berlin“. Aber ist der analytische Genetiv in einem bestimmten Kontext in lautlicher wie in rhythmischer Hinsicht nicht entschieden vorzuziehen?

Ausser auf die schwache Flexion und den analytischen Genetiv hat es der Sprachpfleger vor allem auf gewisse Fugenlaute abgesehen, als ob er in Jean Pauls „Kleiner Nachschule zur aesthetischen Vorschule“ den Paragraphen 22 über die „Ausrottung des Misston-s in Doppelwörtern“ zu seinem Leitprogramm erhoben hätte. Im „Sprachspiegel“ des Deutschschweizerischen Sprachvereins zog einer gegen „Pressefreiheit“, „Spielebücher“ und „Nüsseöffner“ los. Ist aber Pressefreiheit nicht doch ein bisschen was anderes, als „Pressfreiheit“, analog zu „Pressform oder zu „Presshefe“, es wäre, und ist das „e“ in „Spielebücher“ wirklich ein Fugenlaut und nicht ein Pluralzeichen wie in „Nüsseöffner“?

Zurück zum Lexikalischen: Neologismen sind nämlich nicht nur unschön, sondern fast ausnahmslos überflüssig. Überflüssig sind auch fast alle Fremdwörter, denn fast zu jedem gebe es ja, behauptet der Sprachpfleger, von Alters her deutsche Synonyme. Mit dieser Behauptung setzt er sich souverän über die von der Linguistik schon längst bewiesene Tatsache hinweg, dass es sehr wenige Vollsynonyme gibt, wenn wir die sog. subsemantischen Phänomene und die Konnotationen mit in Betracht ziehen. Man prüfe darauf hin beispielsweise folgende kleine Zusammenstellung:

aktivieren	beleben
Chance	Möglichkeit
Exkurs	Abschweifung
Innovation	Erneuerung
konkurrieren	wetteifern
modern	neuzeitig, zeitgemäss
Toleranz	Duldung.

Obwohl aus „deutschem“ Sprachmaterial gebildet, sind z. B. „anheben“ für „erhöhen“ und „herausragend“ für „hervorragend“ bekritelt worden. Betrachten wir das zweite, „herausragend“: Das Motiv für den Ersatz von „hervorragend“ durch „herausragend“ könnte doch darin bestehen, dass die Bildhaftigkeit von „hervorragend“ – wie diejenige so vieler Metaphern – so sehr verblasst ist, dass der Sprecher oder Schreiber nach einem Ausdruck sucht, der wirklich anschaulich macht, das eine Leistung ein Projekt alle andern überragt. Das „herausragende“ Beispiel sieht man – wenigstens vorläufig! – herausragen, das „hervorragende“ kaum. Aber freuen wir uns doch über jedes neue Synonym und Teilsynonym, das uns die Sprachentwicklung schenkt! Oder sind etwa „obwohl, obgleich, wenn gleich, wiewohl und – trotzdem“ überflüssig, weil uns ja bereits „obschon“ zur Verfügung steht? Wird etwa ein Lehrbuch der Therapie dadurch besser, dass seine Verfasser – wie ich als Lektor feststellen musste – auf rund tausend Seiten ausschliesslich „insbesondere“ verwendeten, statt hin und wieder auch einmal „besonders, vor allem, hauptsächlich, in erster Linie, nicht zuletzt, vornehmlich“?

Als Zusammenfassung und Rückblick auf die Beurteilungskriterien von Spracheckenbetreuern diene ein Passus aus der seinerzeitigen Laudatio von Rudolf Holberg für Dieter E. Zimmer: Was man im grossen und ganzen als Sprachkritik im Namen von Sprachpflege zu lesen bekomme, zeichnen sich aus „durch ein hohes Maß von Leichtfertigkeit, Inkompetenz und Arroganz (...) „Man nimmt punktuell Anstoss an bestimmten Veränderungen, zieht häufig zu schnell verallgemeinernde, mehr emotional als rational bestimmte Schlüsse und kann keine Rechenschaft über die Kriterien seiner Kritik abgeben. Sprachliche Veränderungen werden in der Regel mit Unbehagen registriert, und man sieht daher – wie die meisten Angehörigen der Bildungsschicht – vor allem negative Tendenzen in der derzeitigen Sprachentwicklung.“

Was kann nun der Fachmann zur Verbesserung, d.h. also vor allem zur Versachlichung, von Sprachpflege und Sprachkritik tun?

Erstens gilt es, auf die Normenvielfalt des heutigen Deutsch und auf die ihr entsprechende Vielfalt von Textsorten immer und immer wieder hinzuweisen. Da die Sprachpflege alten Stils, wie dargelegt, gutes Deutsch weitgehend mit der traditionellen, Literatursprache gleichsetzt und die Qualität auch von Gebrauchstexten an ihr misst, kann man nicht genug auf das starke Gefälle der Soziolekte und damit der „Stilebenen“ im heutigen Deutsch hinweisen, wie dies im folgenden Text auf so unterhaltsame Weise geschieht:

„Ein Dreizehnjähriger wird im Kreise der Kameraden die Aussage, er habe eine seltsame Angst wegen der Ungewissheit, in der er stecke, etwa so formulieren: „I weiss nid ... aber i ha eifach so-n-e Schiß!“ Eine Dame gibt den entsprechenden Gefühlen Ausdruck: „Es isch vilicht dumm, aber die Ungwüssheit macht mer eifach Angscht.“ Oder Hochdeutsch: „Diese Ungewissheit macht mir bange.“ Der Dichter hingegen läßt die Dame in einem feierlich-gehobenen Ton so sprechen: „Die Ungewissheit schlägt mir tausendfältig / Die dunklen Schwingen um das bange Haupt.“ (Nebenbei: Der Text bietet mit „bange“ ein bemerkenswertes Beispiel dafür, dass Wörter nicht immer als solche einer bestimmten Sprachebene zugeordnet werden können, sondern erst durch den entsprechenden Kontext einem tieferen oder höheren „degré“ zufallen.

Ein zweites Beispiel: „Und der zweite Gefangene?“ – „Ist getürmt.“ – „Bitte?“ - „Hat sich durch Flucht der Haftstrafe entzogen.“

Unermüdlich gilt es ferner, sich dafür zu verwenden, dass die Sprachpfleger – noch viel dringlicher jedoch die Lehrer auf jeder Stufe des Deutschunterrichts! – die Begriffspaare „richtig/falsch“ sowie „gut“/„schlecht“ so oft wie irgend möglich durch „angemessen/nicht angemessen“ ersetzen. Wer nicht schon in der Grundschule, spätestens aber im Gymnasium, lernt, in welcher Situation er sagen muss bzw. sagen kann oder darf „mich hungert“ / „ich habe Hunger“ / „ich hab Hunger“ / „ich hab Kohldampf“, und wer

nicht schon als Jugendlicher – oder als Teenager – weiss, in welcher kommunikativen Situation jemand „genesen“ „wieder hergestellt“ oder „wieder auf dem Damm“ ist, wird es auch als Berufsmann und als Berufsfrau nicht mehr lernen.

Nicht das individuelle „Sprachgefühl“ des literarisch noch so gebildeten Sprachbetrachters hat den Massstab für zeitgemässe Sprachpflege zu liefern, sondern einzig die sorgfältige Sammlung und Interpretation eines Quellenmaterials, das die ganze Vielfalt der mündlichen und schriftlichen Textsorten der Gegenwartssprache ausschöpft.

Dieses Quellenmaterial zeigt unter anderem, dass sich die Sprachebene, die der Durchschnittssprecher als „normal“ empfindet und mit deren Verwendung man keinen Anstoss erregt, dass dieser „degré zéro“, wie der Larousse sich ausdrückt, sich von der Literatursprache weg zur gesprochenen – und bei vielen Gelegenheiten heute auch geschriebenen – Umgangssprache hin verschoben hat. Ich als Siebzjähriger beispielsweise brächte es in keiner Situation fertig, zu sagen oder zu schreiben, ich hätte von etwas „die Nase voll“. Den vorher genannten Sachverhalt akzeptieren heisst nun natürlich auch wieder nicht, dass man wirkliche sprachliche Ausrutscher – nach unten eben! – nicht gegebenenfalls im Rahmen sprachlicher Erziehung berichtigen sollte. Nach meiner Meinung hätte sich mein Kollege an der Universität als Sprachdidaktiker dagegen verwahren sollen, dass ein Student seine Abwesenheit in der Seminarübung mit den Worten entschuldigte: „Es hāt mi halt aagschisse“. Andererseits war meine Freude als Hobbykoch grösser als das Entsetzen des Deutschlehrers in mir, als unsere beiden Enkel nach beendetem Weihnachtsmahl feststellten: „Grosspapi, jetzt hämer wider emal megageil gfuudet (zu „food“!).“

Die wichtigste Aufklärungsarbeit schliesslich besteht gewiss darin, den Sprachbenützer – und natürlich in ganz besonderem Masse den Sprachkritiker – in immer neuen Anläufen zu einer positiven Einstellung zum Sprachwandel zu bekehren. Zu diesem Zweck gilt es vorerst, das Emotionelle zugunsten nüchterner Sachlichkeit zu dämpfen, indem man feststellt: Der sprachliche Neologismus ist ein Sprachfehler, den sein Gebrauch rechtfertigt. Je öfter wir ihn begehen, desto mehr Grund haben wir, ihn wissenschaftlich zu analysieren, und desto weniger Grund haben wir, ihn zu bewerten, vor allem nicht negativ. Nur so lässt sich die Sprache vor „Erstarrung als Frühform des Verfalls“ bewahren, wie es Koopmann an der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim im März 1990 so trefflich formulierte. Diese Einstellung gegenüber sprachlichen Neuerungen ist ja durchaus nicht neu, nicht revolutionär. In Jakob Grimms Aufsatz „Über das Pedantische in der deutschen Sprache“ liest man: „In der Sprache aber heisst pedantisch sein, sich wie ein Schulmeister auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehn; entweder an der

Oberfläche jener Regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden Ausnahmen nichts wissen oder die hinter vorgedruckenen Ausnahmen still blickende Regel gar nicht ahnen. Alle grammatischen Ausnahmen scheinen mir Nachzügler alter Regeln, die noch hier und da zucken, oder Vorboten neuer Regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. Die pedantische Ansicht der Grammatik (...) lehnt sich auf (...) wider die Keime der künftigen Entfaltung, die sie in ihrer seichten Gewohnheit stören." Und Marcel Proust schrieb: Die französischen Wörter, auf deren exakte Aussprache wir so stolz sind, sind in sich selbst nichts weiter als „Schnitzer“, hervorgegangen aus dem Mund von Galliern, die das Lateinische oder Germanische schlecht beherrschten, denn tatsächlich besteht unsere Sprache nur aus fehlerhaft ausgesprochenen Wörtern einiger anderer. Der Sprachgeist im lebendigen Zustand zwischen Zukunft und Vergangenheit, das gerade hätte mich an den Fehlern interessieren sollen, die Françoise im Französischen machte." (Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Sodom und Gomorra I)

Was diesen Punkt betrifft, waren sich sogar die führenden Linguisten jenseits und diesseits des Eisernen Vorhangs einig: „Wenn der Mensch nach dem Urteil der Anthropologen das von Natur nicht eindeutig festgelegte, nicht eindeutig spezialisierte und gerade darum anpassungsfähige Wesen ist, so muss dies auch seine Sprache als eigentliche *conditio humana* sein." (Johannes Erben, Über Nutzen und Nachteil der Ungenauigkeit des heutigen Deutsch. Duden-Beiträge 31, 1970) – „Die natürlichen Sprachen sind (...) relative und offene Systeme, zu denen Beständigkeit (um Kommunikation überhaupt zu sichern) und Unbeständigkeit gehören (um die Kommunikation neuen gesellschaftlichen Bedürfnissen anzupassen." (Gerhard Helbig, Sprachpflege, I/1973) – „Wir dürfen uns die Wortbildung nicht zerregeln und vernormen lassen. (Hans Jürgen Heringer, Über die Mannigfaltigkeit der Lügenbeine. Rede anlässlich der Verleihung des Konrad-Duden-Preises 1989) – Für den Fall, dass uns gelegentlich doch einmal sprachpflegerische Beckmesserei anwandeln sollte, tun wir gut daran, uns der radikalen Formulierung des Strukturalisten R. Hall zu erinnern:

„Leave your language alone!"

Darum noch einmal: Warum nicht das dynamische „das macht (= erzeugt) keinen Sinn" statt des statischen „das hat keinen Sinn"? Warum nicht einen von seiner Endung abgekoppelten Satellit akzeptieren? Fahren wir doch fröhlich auf sprachliche Neuerungen ab, statt grämlich null Bock auf sie zu haben! Diese Grundhaltung schliesst auch eine gewisse Toleranz gegenüber Modewörtern ein, oder haben Sie etwa „echt Probleme" mit den „Massnahmepaketen", wie sie „bislang" „des öftern" „im Szenario" „bilateraler Gespräche" aufzutauchen pflegten? Modewörter haben durchaus ihr Positives. Erstens gehören sie – wie alle Moden: Kleidung, Frisur, Umgangsformen, Epochenstile in Kunst und Literatur – zu den

Spielformen der Kultur und erhöhen die Farbigkeit des Lebens. Zweitens sind Modewörter sehr effizient und bilden eine der vielen Formen sprachlicher Ökonomie im Sinne von Peter von Polenz; sie erlauben ein rasches, geläufiges Formulieren, besonders im Gespräch und im berufsbezogenen Gebrauch der Sprache. Überdies laufen sich Modewörter rasch von selber tot: Wo sind die „Krawattenmuffel“ und die „Lehrerberge“ hingekommen? Sie „stehen längst auf Halde“ – samt dieser Redewendung selbst. Modewörter verbrauchen sich so rasch, dass man kaum ein Lehrbuch für den muttersprachlichen Unterricht aufschlagen kann, in dem die geplagten Schüler nicht angewiesen werden, Modewörter wegzüben, die sie nicht nur gar nicht mehr verwenden, sondern oft nicht einmal mehr verstehen. Freilich haben Modewörter auch eine Kehrseite, die der Sprachpflege nicht gleichgültig sein kann: Gelegentlich nimmt eines so überhand, dass es den Reichtum an Synonymen und Teilsynonymen verdrängt. Ich erinnere an das schon erwähnte „insbesondere“ für „besonders, hauptsächlich, vor allem, in erster Linie, vornehmlich, nicht zuletzt“.

Am wirksamsten lässt sich Offenheit gegenüber sprachlichen Neuerungen indessen dadurch fördern, dass man die Freude am Kreativen weckt, wo immer es im Sprachgebrauch zutage tritt. Sprachpflege muss ja nicht immer Sprachkritik sein. Sie kann, besser: sie muss ihre Aufgabe auch darin sehen, auf erfreuliche Seiten des heutigen Sprachgebrauchs hinzuweisen, z.B. auf die Kreativität der Sprache der Werbung. Wer über Kleists virtuosos Spiel mit der Vieldeutigkeit der Wörter im „Zerbrochenen Krug“ oder über Nestroys Sprachakrobatik entzückt ist, sollte doch auch an den Spielchen der Werbesprache seine Freude haben können:

- Plakat für die Berner Ferienmesse: „Bern geht fremd“.
- Werbung für die Berner Zeitung „Der Bund“: „Kurz und bündig.“
- Anschrift am Lieferwagen eines Malergeschäfts, das sich im ehemaligen Schützenhaus von Bremgarten installiert hat: „Das Streichquartett vom Schützenhaus.“
- TV-Reklame für ein neues Putzmittel: „Ein paar Spritzer von (...) auf die Treppenstufen, mit dem neuen (...) darüber, und schon ist der Schmutz im Eimer.“

Die Kreativität der Werbesprache beschränkt sich aber durchaus nicht auf Spiele mit den Wortbedeutungen. Unauslöschlich hat sich mir die Aufforderung eingeprägt, die vor einigen Jahren auf den Plakaten für ein neues Erfrischungsgetränk zu lesen war: „Trink dir das Prickeln auf die Zunge.“ Welch souveräne Missachtung der quantitativen, grammatischen und semantischen Valenz: „trinken“ als vierwertiges Verb: wer trinkt wem was wohin?; „trinken“ mit einem Dativobjekt und einem Lokaladverbiale; das Prickeln trinken.

Nicht weniger kreativ ist bekanntlich die Sprache von sog. Randgruppen der Gesellschaft, die ihre Slogans sprayen, wo immer eine Wand sich dafür anbietet: „Lieber instandbesetzen als kaputtbesitzen.“

In diesem Zusammenhang eine Frage an die Kolleginnen und Kollegen: Gibt es eigentlich fundierte Untersuchungen zur Frage, ob und in welchem Ausmass die sprachliche Kreativität des Kindes durch den muttersprachlichen Unterricht, besonders durch die herkömmliche Aufsatzschulung, beeinträchtigt werden kann? Gibt es wenigstens unter den vielen Textcorpora, wie sie etwa in Freiburg i.B. gesammelt werden, eine Sammlung von Schüleraufsätzen der Grundschule samt den „Korrekturen“, die von den Lehrerinnen und Lehrern vorgenommen wurden? Die Frage drängt sich mir auf, weil ich als Deutschlehrer und Sprachdidaktiker immer wieder auf erstaunliche Beispiele sprachlicher Kreativität im Kindes- und frühen Jugendalter stiess, leider aber auch feststellen musste, dass diese Kreativität zwischen dem 9. und 13. Schuljahr in der Regel langsam, doch stetig abnimmt.

Als Beispiel für die sprachliche Kreativität des Kindes sei der Ausspruch eines Knaben angeführt, von dem ich leider nicht mehr sagen kann, wo ich ihn gelesen habe: An der Strassenbahnhaltestelle fragt ein etwa Sechsjähriger den Vater: „Häsch du's Billet scho zingt?“ Mit „zingen“ meint er das Entwerten der Fahrkarte am Automaten.

Eine ganz neue Quelle sprachlicher Kreativität ist durch die Mobilität der modernen Gesellschaft erschlossen worden: In deutschen, österreichischen und schweizerischen Städten gibt es seit Jahren Grundschulklassen, in denen die Kinder von Gastarbeitern und Flüchtlingen die Mehrheit haben. Es gibt Pädagogen, die darin eine Gefährdung und Behinderung des muttersprachlichen Unterrichts für die Kinder der alteingesessenen Bevölkerung sehen, vor allem aber auch darüber klagen, dass die sprachliche Förderung dieser zwei- und mehrsprachigen Kinder eine wahre Sisyphusarbeit und fast aussichtslos sei. Sie ist es aber nur dann, wenn der elementare Deutschunterricht zu früh und zu ausschliesslich normenorientiert erteilt wird. Man kann daher gar nicht dankbar genug dafür sein, dass eine Wiener Lehrerin, die an der Volksschule im 6. Bezirk unterrichtet, ein Büchlein herausgegeben hat, das an zum Teil grossartigen Beispielen zeigt, welche geradezu poetischen Qualitäten das – ach so fehlerhafte! – „gebrochene“ Deutsch von Ausländerkindern haben kann (Helga Glantschnig, Blume ist Kind von Wiese oder Deutsch ist meine neue Zunge. Lexikon der Falschheiten, Luchterhand-Literaturverlag, Hamburg 1993). Eigentlich ist der Fall klar: Ausländerkinder sind sprachlich nicht nur benachteiligt, sie haben zwei Chancen, die den Einheimischen nicht gegeben sind: Zum einen sind sie im spontanen, schöpferischen Gebrauch der Sprache (noch) weit weniger durch das Regelwerk behindert, andererseits haben sie durch ihre Zwei- und Mehrsprachigkeit an dem belebenden, bereichern-

den, erneuernden Einfluss teil, den die Durchmischung der Sprachen seit jeher ausgeübt hat. So ist es denn nur folgerichtig, dass Ernst Jandl, der Grossmeister sprachlicher Spiele, das Vorwort zu dieser Publikation geschrieben hat. Ein Satz daraus: „Ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, sind die genannten Kinder, durch Umstände bedingt, in dieser Phase ihres Lebens zu einer Art von Sprachkünstlern geworden.“ Konkrete Poesie und die „Falschheiten“ des Deutsch von Ausländerkindern reichen sich im Namen der Schöpferkraft der Sprache die Hand!

Ist dies alles nun also so zu verstehen, dass der Sprachpfleger auf Sprachkritik überhaupt verzichten soll? Keineswegs! Aber er muss, im Gegensatz zur Thematik vieler noch heute üblichen Sprachglossen die Schwerpunkte der Kritik in drei Hinsichten verschieben.

Erstens: Er muss seine kritischen Einwände auf wirklich schwerwiegende Normenverstösse und krasse stilistische Unarten konzentrieren. Was heisst jedoch „schwerwiegend“ und „krass“? Meiner Ansicht nach fällt z.B. die Missachtung der semantischen Valenz unter diesen Begriff: „Nicht alle Meinungsverschiedenheiten konnten in Genf gelöst werden.“ Natürlich trägt es nicht viel ab, solche Fehler punktuell zu rügen. Sprachpflegerisch wirksam wird die Rüge erst, wenn sie in der entsprechenden Sprachglosse zum Anlass genommen wird, dem Laien den für die sprachliche Schulung so nützlichen Begriff der semantischen Valenz – vielleicht der sprachlichen Valenzen überhaupt – anhand leichtfasslicher Beispiele zu erläutern und ihn damit für diese Fehlerquelle zu sensibilisieren, z.B. auch mit dem Hinweis darauf, dass man bildliche Wendungen ernst, d.h. beim Wort nehmen und konsequent durchhalten sollte, also nicht von einem „positiven Echo“ oder einer „mit Dynamit geladenen Atmosphäre“ sprechen sollte.

Die geforderte Konzentration auf schwerwiegende Verstösse ergibt sich nach meiner Erfahrung von selbst, wenn man sich an eine elementare Erkenntnis hält, die auch den Sprachpädagogen noch zu wenig geläufig ist: Je kleinere sprachliche Einheiten die „Fehler“ betreffen, desto weniger beeinträchtigen sie die Qualität eines Textes. Genauer formuliert: Wenn wir die „Schwere“ eines „Fehlers“ danach bemessen, wie stark durch ihn die Verständlichkeit eines Textes beeinträchtigt wird, so müssen wir sagen: Fehler sind im allgemeinen um so schwerwiegender, je grössere sprachliche Einheiten sie betreffen. Nach diesem Gesichtspunkt sind Verstösse gegen Orthographie und Flexion meistens unerheblich. Stärker wirken sich Mängel in der Syntax aus. Am schwersten jedoch wird die Informationsleistung eines Textes durch mangelhafte „Sprachlogik“ vermindert, d.h. durch Fehler, die das Zusammenspiel der Sätze über die Punktgrenzen hinweg betreffen.¹

¹ Genaueres zu dem für Sprachpflege und Sprachschulung nützlichen Begriff der „Sprachlogik“ findet sich in: Villiger, Hermann, Gutes Deutsch, Grammatik und Stilistik der deutschen Gegenwartssprache, Frauenfeld 1974, S. 89-107; Villiger, Her-

Zweitens: Bei aller Offenheit gegenüber dem Sprachwandel ist doch zu überlegen, ob nicht jede Sprache Eigentümlichkeiten aufweist, die deswegen besonders schützenswert sind, weil der „Sprachgeist“ in ihnen für elementare Kennzeichen von Sprache an sich eine besonders glückliche Lösung gefunden hat. Was das Deutsche betrifft, scheint mir dies beispielsweise für die verbale Klammer im Hauptsatz zuzutreffen, nach der die unveränderlichen Teile des Prädikats an den Schluss des Satzes zu stehen kommen, entspricht sie doch genau einem der Hauptmerkmale sprachlicher Wahrnehmung: dass die Zeit in bezug auf den Sprachfluß „körnige Struktur“ hat, indem sie für die Dauer der Rezeption eines Satzes stillsteht.

Drittens: Nach dem Vorbild der von Linguisten schon seit Jahren geübten Sprachkritik sollten auch die Sprachpfleger aus Liebhaberei sich weniger darum kümmern, wie korrekt (regelgerecht, normengemäss) gesprochen und geschrieben wird, als darum, wie die Sprechenden und Schreibenden mit ihren Partnern, den Hörern und Lesern, umgehen. Nicht formale Rettungsaktionen sind gefragt, weder der Großschreibung noch des Genetivs, sondern Bemühungen, wie die Pragmalinguistik sie nahelegt. Wer die Sprache nach heutigem Verständnis pflegt, setzt sich beispielsweise ein

- für bessere Verständlichkeit jener Textsorten, auf die man im Alltag besonders angewiesen ist: Gebrauchsanweisungen, Anleitungen zur Bedienung technischer Apparate, zum Zusammenfügen eines Treibbeets oder Mottenschrankes, zu Schnitt- oder Strickmustern; Begleittexte zu Medikamenten; Wegleitungen zum Ausfüllen von Steuerformularen; Verträge, behördliche Erlasse, Reglemente und Statuten;
- für den Schutz vor sprachlicher Manipulation durch Ideologien, durch politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Instanzen. In dieser Sparte bedeutet Sprachpflege Abwehr und Anprangerung mißbräuchlicher Verwendung von Sprache im öffentlichen Leben, indem sie etwa gesprochene und geschriebene Texte auf Elemente der Verführung, Überredung, Verschleierung, Beschönigung oder Einschüchterung hin durchsichtig macht.

Beispiele erübrigen sich, da ja Zeitschriften wie der „Sprachreport“ des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim in jeder Nummer solche bringen. Interessanter ist gewiss ein Beleg dafür, dass man die pragmatisch orientierte Sprachkritik schon vor Jahrzehnten bei Bert Brecht hätte lernen können: „Der Hu-ih verwendete häufig den Begriff „Boden“ in einem mystischen Sinn. Er sprach von „Blut und Boden“ und spielte auf geheimnisvolle Kräfte an, die das Volk daraus zöge. Me-ti empfahl, für „Boden“ Grundbesitz zu gebrauchen oder das Wort mit solchen Eigen-

schaftswörtern wie fruchtbar, dürr, wasserarm, humushaltig usw. zu versehen. Er machte darauf aufmerksam, dass der Bauer längst nicht mehr hauptsächlich „Boden“ benötigt, sondern mehr noch oder zugleich Dünger, Maschinerie und Kapital.“ (Me-ti, Katalog der Begriffe)

Punkt drei nochmals kurz zusammengefaßt; Sprachpflege nach heutigem Verständnis erstrebt nicht den Schutz der Sprache vor den Sprechenden und Schreibenden, sondern den Schutz der Angesprochenen vor Sprachmissbrauch. Dazu drei Zitate: „Die Sprachreiniger glaubten – ähnlich wie noch heute viele Sprachkritiker –, die Sprache vor dem Sprachgebrauch der Sprachgemeinschaft schützen zu müssen, als ob die Sprache ein absolutes Wesen sei, dem die Sprecher zu dienen hätten.“ (Peter von Polenz) Der gleiche Autor schreibt in seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ (1970) Die Sprachpflege dürfe „Sprache nicht um ihrer selbst willen zum Gegenstand haben (...) Nicht die Sprecher sollen der Sprache dienen, sondern die Sprache den Sprechern, deren Ausdrucks- Kommunikations- und Handlungsinstrument sie ja ist.“ Schärfer formuliert es Ulrike Hass im „Sprachreport 3/88“: „Wer Sprache nur als formales Gebilde vor (scheinbarer) Unordnung bewahren will, wer die Wortinhalte den „Experten“ oder den Boulevardjournalisten überlässt und sich stattdessen dem Anstreichen „falscher“ Pluralformen beschäftigt, dem ist vielleicht noch nicht ganz klar geworden, in welchem Ausmass unsere soziale und unsere geistige Existenz an die Sprache gebunden ist.“

Eine Sprachpflege, die

normenkritisch	statt	normativ
auf die Subnormen bezogen	statt	nur auf die Standardnorm bezogen
innovationsfreudig	statt	restaurativ und konservativ
auf die parole bezogen	statt	auf die langue bezogen

arbeitet, sollte es verhindern können, dass man sich bei der Lektüre von Sprachglossen zur Frage veranlasst fühlt, ob denn ein Sprachpfleger so etwas wie der Konservator eines Museums oder ein Spracharchäologe sei.

Halten wir es mit jenem schweizerischen Mundartdichter, der in der Sendung „Schnabelweid“ von Radio DRS I vom Dezember 1992 auf die Frage, ob er also Mundartpflege betreibe, die Antwort gab, er pflege seine Sprache nicht, sondern er gebrauche sie.